

Alltag in Kriegszeiten

Kindheitserinnerungen der 1940er-Jahre, Teil 2

In der damals noch schönen, mittelalterlichen Stadt Siegen in Westfalen wurde ich am 13. Mai 1939 geboren. Die letzte Zeit des Krieges habe ich noch gut in Erinnerung.

Die Straße gehörte uns Kindern

Die Stöckerstraße am Rosterberg, in der wir wohnten, gehörte hauptsächlich uns Kindern. In der ganzen Straße, die etwa 50 Ein- und Mehrfamilienhäuser zählte, gab es nur drei Autos. Mit einem Opel Kadett Baujahr 1935 fuhr „der dicke D.“ zur Arbeit. So nannten wir den wohlgenährten Geschäftsführer eines Lebensmittelgroßhandels, der Lebensmittel- und Kolonialwarenläden auf genossenschaftlicher Basis als Filialkette betrieb. Das andere Auto, ein Opel P4 etwa gleichen Alters, gehörte dem Nachbarn gegenüber, einem Schuhvertreter, der natürlich immer unterwegs war. Deshalb waren uns die beiden Fahrzeuge tagsüber beim Spiel nie im Wege. Wir Kinder hatten auf der Straße den Freiraum, der in der Wohnung fehlte. Die beiden Autos haben mich allerdings immer fasziniert.

Hinter den Häusern gab es eine größere Rasenfläche, die sich hervorragend zum Spielen geeignet hätte. Hin und wieder versuchten wir das auch, doch meist mit wenig Erfolg, denn wenn wir dort auftauchten, ging in der Regel irgendein Fenster auf und wir hörten den Satz: "Macht au va d´r Bleiche, mir ha moarn Wäsche." ("Macht euch von der Bleiche, wir haben morgen Wäsche.") Dort, auf der Wiese, wurde nämlich die Wäsche nach dem Waschen zum Bleichen ausgelegt, damit sie schön weiß wurde.

Beim Spielen in den benachbarten Wäldern mussten wir auf der Hut sein vor eventuell herannahenden Bombern. Immer mussten wir Vorsicht walten lassen beim Auffinden von noch scharfer Munition oder Bomben, die von feindlichen Fliegern stammten und auf dem weichen Waldboden nicht zur Explosion gekommen waren. Fürwahr, das Spiel in Feld und Wald war für uns Kinder immer abenteuerlich. Es war spannend, aber auch lebensgefährlich zugleich – ein Wunder, dass nicht mehr passierte. Nicht anders war die Situation bei den oft waghalsigen Klettereien in den inzwischen entstandenen Ruinen bombardierter und ausgebrannter Häuser in unserer Umgebung und vor allem in der stark zerstörten Stadtmitte. Immer hieß es: „Aufgepasst!“

Falsches Marzipan und Stoffsäckchen für Nudeln und Erbsen

In den beiden Wohnblöcken an der Stöckerstraße gab es Familien, die hatten bis zu sieben Kinder und wohnten auf 80 Quadratmetern. Dazu ist zu sagen, dass das absolut keine sozial schwachen Familien waren. So lebte man halt. Ein Dach über dem Kopf, eine warme Stube, für jeden ein Bett, für die Kinder manchmal auch nur ein halbes, Essen und Trinken und etwas zum Anziehen, das war's. Die wesentlichen Bedürfnisse waren damit gestillt. Für den Feierabend gab es das Radio und die Zeitung, die noch ganz ohne Beilagen auskam. Werbung im heutigen Stil war unbekannt und ebenso überflüssig, weil es einfach nichts zu bewerben gab.

Selbst in der Advents- und Weihnachtszeit war kaum etwas zu bekommen und wenn, dann musste man Geld dafür haben. Deshalb war stets Improvisationstalent gefragt. Da gab es allerlei Rezepte, um doch etwas für den Gabenteller zu zaubern. So machte unsere Mutter, wie viele andere auch, falsches Marzipan. Aus gekochten, mehligem Kartoffeln wurde mit Gries und Puderzucker eine Masse mit der entsprechenden Konsistenz hergestellt. Dann gab sie ein Eigelb, etwas Fett und Bittermandelaroma hinzu und knetete das Ganze gut durch. Aus dieser Masse wurden dann allerlei Dinge geformt, Würfel, Brezel oder „Marzipankartoffeln“, letztere natürlich unter der Voraussetzung, dass an Kakaopulver zu kommen war, um sie darin zu wälzen. Das gab es eher selten. Aus Haferflocken und braunem Zucker wurde in der Bratpfanne Krokant gemacht, und alles fanden wir sehr lecker.

In welchem Überfluss wir heute leben, wird deutlich, wenn man das gesamte Angebot vergleicht. So benötigen die Discounter und Supermärkte heute beispielsweise für ihr Süßwarenangebot so viel Regalfläche, wie zu unserer Zeit ein Lebensmittel- und Kolonialwarenladen für sein ganzes Sortiment brauchte. Obst und Gemüse gab es jeweils der Saison entsprechend und nur aus inländischem Anbau. Die vielen „Exoten“, die es heute überall gibt, kannten wir noch nicht. Weil Deutschland unter Hitler mit der ganzen Welt auf Kriegsfuß stand, waren natürlich auch keine Importe möglich, deshalb gab eben es nur heimische Produkte, und die waren zwangsläufig knapp.

Alles abgepackt, so wie wir es heute kennen, gab es nicht. Wenn wir zum Einkaufen gingen, nahmen wir immer die Tüten vom letzten Mal mit und benutzten sie, solange es möglich war. Aus einem ausgedienten weißen Betttuch hatte meine Mutter kleine Säckchen genäht. Die fanden Verwendung beim Einkauf von beispielsweise Mehl, Zucker, Nudeln oder Erbsen. All das gab es ausschließlich lose und befand sich im jeweiligen Laden in großen Holzschubladen. Aus diesen wurde es dann mit einer großen Schaufel entnommen und nach Bedarf abgewogen. Die Beträge der gekauften Sachen wurden mit dem Bleistift auf einem Blöckchen addiert, im Kopf natürlich.

Drachenbau und Maikäferfang

Zum Zeitvertreib wurden stattdessen Gesellschaftsspiele gespielt, es wurde gelesen oder gebastelt. Mitunter gab es in der unmittelbaren Nachkriegszeit abends im Rundfunk fröhliche Unterhaltung oder auch spannende Hörspiele. So hörten wir zum Beispiel mit absoluter Begeisterung die Krimi-Serie „Paul Temple und der Fall ...“, in der der berühmte René Deltgen mit sonorer Stimme den Detektiven Paul Temple sprach und auch ohne Bilder für knisternde Spannung sorgte. Diese Sendung war nach heutigem Begriff ein „Straßenfeger“. Wir saßen dann dicht und mucksmäuschenstill vor dem Radio, unserer „Siemens-Schatulle“ und hörten aufmerksam zu.

Am Sonntag nach dem Essen war Spaziergang statt „Glotze“ angesagt, denn Letztere hatte ja noch kein Mensch. Wir waren zufrieden, wenn gutes Wetter war, und genossen die Natur. Wir mussten nur rund zehn Minuten laufen, um die nahe gelegenen Felder, Wiesen und Wälder auf einer Anhöhe des Berges, der Radschläfe, zu erreichen. Hier tat sich ein für uns Kinder unergründliches Areal auf, ein Spielraum ohne Ende. Er war zugleich auch noch ein Stück unberührter Natur und Landschaft, wie sie Stadtkinder heute kaum noch erleben können. Wenn wir dort waren, fühlten wir uns frei und glücklich, vergaßen so manche Not und oft auch die Zeit. Die weiten, blumengesäumten Wiesen, die im Sommer wogenden Getreidefelder und die angrenzenden Wälder mit ihren knorrigen Eichen und den hohen, dunklen Fichten vermittelten uns irgendwie ein Stück Geborgenheit und Freiheit zugleich. In dieser Landschaft fühlten wir uns zu Hause. Hier konnten wir uns nach Herzenslust austoben, die Natur entdecken, Felsen erklettern, Wild beobachten und im Herbst unsere selbstgebauten Drachen steigen lassen. Drachen hatten wir allerdings erst nach dem Krieg, denn während des Krieges gab es ja nichts zu kaufen, wovon man einen Drachen hätte bauen können. Diese machten wir uns nämlich selbst.

Unser Nachbar, Herr Spickermann, hatte auf der Hammerhütte, am Fuße des Rosterbergs, eine Schreinerei. Bei ihm bekamen wir Drachenleistchen, die er uns für 15 Pfennig aus einer Dachlatte schnitt. Ein Bogen Drachenpapier war noch erschwinglich, der nötige Bindfaden ließ sich irgendwie auftreiben und geklebt wurde mit „Mehlpapp“, einem Klebstoff aus Mehl und Wasser. Oben auf dem Rosterberg ließen wir dann im Herbst unsere Drachen steigen. Nicht zu vergessen sei ein Ritual, das uns im Frühjahr in den kleinen Eichenwald auf der Radschläfe trieb: das Maikäfer-Fangen. Wir saßen mit Beginn der Dämmerung auf einem Felsvorsprung und hatten kleine Feuerchen und, wenn mal vorhanden, Hindenburglichter angezündet. Das waren Wachslichter in einer Papphülse, ähnlich unseren heutigen Teelichtern. Diese hatten schon während des Ersten Weltkrieges als Notbeleuchtung gedient. Sie hatten ihren Namen nach dem Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, der von 1925 bis 1934 Reichspräsident war, erhalten. So lockten wir mit dem Licht die Maikäfer an, die wir dann mit unseren Mützen fingen. Die Wälder und Wiesen waren ein Raum voller Erlebnisse und Abenteuer.

Abenteuer im Stollen

Nicht weniger faszinierten uns Kinder die vielen alten Stollen aus der Vergangenheit des Siegerländer Erzbergbaus, die es überall in der Nähe gab. Und es gibt kaum einen, in dem ich nicht mit meinen Spielkameraden gewesen wäre. So hatten wir beispielsweise irgendwann oben auf den Rosterberg eine verdächtige Felsspalte entdeckt. Die musste natürlich unbedingt erkundet werden. Es war nur ein schmaler Spalt unterhalb eines Felsvorsprungs, der aber noch groß genug war, um uns Kindern den Einstieg zu ermöglichen. Ich stieg hinein mit einem weiteren Nachbarsjungen. Die Spalte führte schräg zu einem senkrechten Schacht, der zu einem ehemaligen Bergwerk gehörte. Hier ging es etwa 20 Meter senkrecht nach unten. Das Ganze ging selbstverständlich nicht ohne Taschenlampen. Im Inneren des Schachtes, der nicht sehr breit war, waren als Tritte U-förmige Eisen in den Fels geschlagen, die einen Abstieg ermöglichten. Diese Eisen, die dort sicher schon etliche Jahrzehnte oder länger im Fels saßen, waren stark angerostet. Dank ihrer Materialstärke waren sie aber noch stabil genug, um uns Leichtgewichte zu tragen. Wir kletterten hinab und gelangten in einen größeren Hohlraum. Von dort aus verlief ein weiterer steiler Gang hinab, der schließlich in einem größeren Gewölbe mündete. Hier gab es verschiedene Abzweigungen, Stollengänge, in denen in früheren Zeiten nach Erz gegraben wurde. Einer der Gänge ließ aber einen schwachen Lichtschein erkennen, dem wir folgten. Wir näherten uns hier offenbar dem Stollenausgang, und siehe da – plötzlich standen wir am Rande der Eiserfelder Straße, am Fuße des Rosterbergs. Seit vielen Jahren sind die Eingänge zu den ehemaligen Bergwerksstollen inzwischen aber zugemauert. Und das ist gut so, denn so spannend diese Expedition für uns auch war, so gefährlich war sie letztlich auch.

Ebenso verlockend und interessant waren nach dem Krieg natürlich die durch Bombardierung entstandenen Ruinen in unserer Stadt. Unser Leben in den wirren Kriegs- und Nachkriegsjahren war kunterbunt und abenteuerlich, oft auch gefährlich. Einiges, oder besser gesagt, das für mich Beeindruckendste davon möchte ich hier erzählen.

Widerstand gegen den NSV-Kindergarten

1942 war ich erst drei Jahre alt. Ich kam in den „NSV“-Kindergarten an der Gläserstraße, etwa 15 Gehminuten von unserer Wohnung entfernt. NSV war im Dritten Reich die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt, der jede „ordentliche deutsche“ Familie angehörte. Hier fand ich es vorübergehend mal ganz interessant, aber auf Dauer? Nein, das war nichts für mich. Die Erzieherinnen – wir nannten sie Tanten – dort waren wirklich nett, wussten gut mit uns Kleinen umzugehen und gaben sich alle Mühe, um etwas auf die Beine zu stellen. Sie veranstalteten beispielsweise ein großes Sommerfest zusammen mit anderen Kindergärten der Stadt im Charlottental, einem schönen Fleckchen am nördlichen Ende unserer Stadt. Dorthin marschierte der ganze Verein, vorneweg eine der Kindergartentanten, die mit ihrem Schifferklavier für

Marschmusik sorgte. Marschieren in Reih und Glied und sowieso immer tun, was die Tanten sagten, nein, das war nicht mein Ding. Im Kindergarten ruhig sitzen, auf Anweisungen und Vorschläge der Tanten warten, an den Händchen fassen und Ringelreihen gehen, das entsprach nicht meinen Vorstellungen. Ich brauchte keine ratgebenden Tanten, ich hatte meine eigenen Ideen. Also wollte ich nicht mehr zum Kindergarten gehen und versuchte, es auf meine Weise zu verhindern. Begleitete mich anfangs noch meine Mutter auf dem Wege dorthin, so wurde ich nach einiger Zeit allein losgeschickt. Damals war das alles noch kein Problem. Die Gefahr, die heute für Kinder auf der Straße lauert, ist der Verkehr. Doch zu meiner Kinderzeit gab es den noch nicht. Wer hatte schon ein Auto? Mehr als eins begegnete mir kaum auf der knapp einen Kilometer langen Strecke. Allein losgeschickt, hatte ich unterwegs Gelegenheit, darüber nachzudenken, dass ich eigentlich gar nicht in den Kindergarten wollte. Also ging ich nur bis vor die Tür und setzte mich dort auf die Treppe, um die Zeit verstreichen zu lassen. Irgendwann wurde ich dann vermisst und von einer der Helferinnen entdeckt, die meiner Mutter dann später darüber berichtete. Ein anderes Mal drehte ich auf halbem Wege wieder um, ging zurück, stand zum großen Erstaunen meiner Mutter wieder zu Hause vor der Tür und sagte ihr, dass ich nicht in den Kindergarten wolle. Meine Mutter versuchte, mich davon zu überzeugen, dass ich aber dorthin gehen müsse, denn alle anderen Kinder meines Alters gingen doch auch brav dorthin. Eine „deutsche Mutter“ schickte ihr Kind nun mal eben in den NSV-Kindergarten.

Er lag auf halber Höhe des Rosterbergs. Kurz vor dem Kindergarten zweigte die Ziegeleistraße ab. Das erste Stück der Straße, etwa gut 50 Meter, fiel dort so steil ab, dass es von Autos oder Pferdefuhrwerken nicht befahren werden konnte. Darum war zur Sicherheit die Straße durch ein mächtiges eisernes Geländer abgesperrt, an dem wir auf dem Weg zum Kindergarten unmittelbar vorbeimussten. Das war meine Chance. Kaum dort angelangt, klammerte ich mich mit aller Kraft an dem Geländer fest und schrie. Ich wollte nun mal nicht in den blöden Kindergarten. Ich wollte nicht zu den lieben Tanten, kein Ringelreihe gehen und auch nicht „Alle meine Entchen“ singen.

Mein Widerstand lohnte sich. Nach wiederholten, missglückten Versuchen, mich im Kindergarten abzuliefern, mussten meine Mutter und auch die eigentlich sehr netten Tanten schließlich einsehen, dass ich besser in Ruhe gelassen würde. So konnte ich zu Hause meiner eigenen Wege gehen und den Tag so gestalten, wie es mir vorschwebte – ein kleiner Sieg über den Nationalsozialismus.

Flucht vor den Bombenangriffen

Die durch den Krieg allgemein angespannte Situation brachte mir 1943 eine erlebnisreiche Reise. Die Furcht vor Bombardierungen stieg, denn das Siegerland und vornehmlich die Stadt Siegen selbst waren im Krieg besonders gefährdet. Es gab immer wieder Luftangriffe. Die drei Kasernen auf dem Heidenberg, dem Fischbacherberg und dem Wellersberg, die vielen Industriebetriebe und der Erzbergbau machten Siegen für die Alliierten zu einem strategisch wichtigen Ziel.

Die meisten Fabriken dieses alten Industriegebiets hatten ihre Produktionen umstellen müssen. Jetzt waren sie fast alle für den „Endsieg“ tätig. Statt Kesselböden wurden nun Schalen für Verpflegungsbomben für die deutschen Soldaten an der Front gepresst, um nur ein Beispiel zu nennen, an das ich mich erinnern kann. Selbst Teile von U-Booten wurden hier gefertigt, an die Küste transportiert und dort zusammengebaut, wie später bekannt wurde. Die Fabriken lagen ganz in unserer Nähe am Fuße des Rosterbergs an der Eiserfelder Straße entlang der Sieg-Auen. In Siegen befand sich außerdem die Leitstelle für die von Feinden gefürchteten ferngesteuerten V-Raketen. In Kreuztal befand sich einer der größten deutschen Verschiebebahnhöfe für den Güterverkehr, und mitten in Siegen war das Reichsbahn-Ausbesserungswerk, zwei wichtige Einrichtungen für den Transport auf der Schiene.

Dass das Siegerland ein wichtiges Ziel für feindliche Bomber war, war den Menschen, die dort lebten, wohl bewusst. Auch bei uns zu Hause machte man sich Gedanken darüber. Wie konnten wir dieser Situation entfliehen? Meine Großmutter nahm Kontakt mit Verwandten in ihrer alten Heimat im Hunsrück auf. Anschließend fuhren sie und ich für ein paar Wochen dorthin, weil die Bedrohung da noch nicht so ernst war. Meine Mutter blieb mit meinem Bruder J., der schon zur Schule musste, zu Hause.

Mit der Bahn ging es per Dampflokomotive bis nach Köln. Zischend und fauchend zog die Lok an ihren Waggons. Schwerfällig setzte sich der Zug in Gang, eingehüllt in eine dicke Wolke aus Rauch und Dampf. Es war meine erste bewusste, große Fahrt. Langsam verschwand die Stadt aus unserem Blickfeld. Durch Wälder und Auen, streckenweise an der Sieg entlang, ging es nach Köln. Dort mussten wir umsteigen, um nach Bingen zu gelangen. Für mich war es eine tolle Reise, so lange mit der Eisenbahn unterwegs und dann von Köln bis nach Bingen, fast immer direkt am Rhein entlang. Auf der einen Seite floss der mächtige Strom und auf der anderen erhoben sich die zum Teil steilen Hänge mit ihren Weinbergen und den vielen alten Burgen. Auf dem Rhein fuhren richtige große Schiffe, die schwer beladen nur noch wenig aus dem Wasser schauten und mühsam gegen die Strömung ankämpften. Hier und da waren auch noch Fischer mit ihren Booten auf dem Strom und warfen ihre Netze aus, heute ein Bild der Vergangenheit. Noch stundenlang hätte ich am Abteifenster sitzen können, soviel Beeindruckendes gab es da zu sehen. Hin und wieder zog eine schwarze Rauchwolke von der Lokomotive am Fenster vorbei.

In Bingen angekommen mussten wir wieder umsteigen in die Hunsrückbahn zur Weiterfahrt nach Kirchberg. Wir näherten uns Simmern, wo die Bahn normalerweise gehalten hätte, doch schon während der Fahrt dorthin lief der Schaffner durch die Wagen und gab bekannt, dass der Zug in Simmern nicht stehen bleiben würde. Feindliche Flugzeuge hatten die Stadt angegriffen und das Bahnhofsgebäude bombardiert. Als wir den Bahnhof passierten, sahen wir, was geschehen war. Das Gebäude war zwar noch weitgehend erhalten, stand aber in Flammen. Das Dach und die Fenster waren zerstört. Alles brannte. Hohe Flammen stiegen empor und eine endlos scheinende Rauchwolke zog über das Land. Die Menschen im Zug standen an den Fenstern und schauten hinaus. Angst und Schrecken standen in ihren Gesichtern. Schließlich waren wir auch auf der Fahrt gefährdet. Einem Angriff durch feindliche

Flieger wären wir in dem fahrenden Zug schutzlos ausgeliefert gewesen. Das Gesehene beeindruckte mich sehr. Es war mein erstes, bewusst wahrgenommenes Kriegserlebnis.

Der Zug fuhr durch bis nach Kirchberg. Wir mussten noch ein paar Orte weiter, in das kleine Hunsrückdorf Schwarzen. Für die Weiterfahrt gab es das Postauto – ein besonderes Erlebnis für mich. Wir stiegen in den großen roten Kastenwagen, der mit Päckchen und Paketen beladen war. Meine Oma und ich kletterten in das Führerhaus. Mit meinem kleinen Kofferchen auf dem Schoß saß ich direkt neben dem uniformierten Fahrer – eine tolle Sache. Neugierig beobachtete ich, wie er mit Händen und Füßen all die vielen, seltsamen Hebel und Pedalen bediente. Gemächlich tuckerte der Wagen über die Landstraßen, bis wir unser Ziel erreicht hatten.

Nach etwa 14 Tagen Aufenthalt im Hunsrück war „Stellungswechsel“. Nun sollte meine Mutter kommen, und meine Großmutter sollte zu meinem Bruder nach Siegen fahren. Am Tag der Ankunft meiner Mutter fuhr ein Verwandter aufs Feld, um „Puhl zu fahren“, das heißt, Gülle auszubringen. Das war wieder etwas Neues für mich. Die Gülle befand sich in einem langen verzinkten Fass auf einem Fuhrwerk, welches von einer Kuh gezogen wurde. Der Bauer machte sich einen Spaß daraus, den kleinen Naseweis aus der Stadt mitten oben auf das duftende Fass zu setzen. Ich war natürlich begeistert. Zum einen hatte ich „Dreikäsehoch“ dort oben eine tolle Aussicht, und zum anderen brauchte ich nicht zu laufen. Welch ein Komfort! Meine Mutter war inzwischen angekommen, saß vor dem Haus auf einer Bank und wartete darauf, mich nach zwei langen Wochen wieder in die Arme zu schließen. Als wir mit dem Kuhgespann wieder vom Feld zurückkamen und uns dem Hause näherten, stand sie auf, um ihren kleinen Sohn zu begrüßen. Stolz wie Oskar empfing ich sie mit den Worten: "Mutti, guck mal, ich bin auf dem Puhlfass geritten." Die geplante herzliche Begrüßung fiel verhalten aus. Später erzählte sie mir, wie fürchterlich ich nach dem Ritt auf dem Güllefass gestunken hatte.

Die Scheidung erschwerte die materielle Lage

Unser Vater ließ sich 1944 scheiden. Unsere Mutter musste nun sehen, wie sie allein mit uns zurechtkam. Eine Stelle zu suchen und eine Arbeit anzunehmen, war nicht so ganz einfach. Eine gute und zugleich gutbetuchte Bekannte bot ihr an, zu ihr zu kommen. Sie hatte eine Industrievertretung, und auch ihr Mann hatte einen gutbezahlten Beruf. Zu ihr ging meine Mutter dann hin und wieder, um ihr im Haushalt zu helfen. Die beiden hatten sich in der Maschinenfabrik Waldrich am Fuße des Rosterbergs kennengelernt, als sie dort ihr „Pflichtjahr“ machten und in der Metallverarbeitung ausgebildet wurden. Hitler wollte vorsorgen. Die Männer wurden an der Front gebraucht, aber die Rüstungsproduktion musste weiterlaufen. Die Frauen sollten jetzt für eventuelle Einsätze in den Fabriken vorbereitet werden. So hatten die beiden, meine Mutter und Frau F., zusammen an der Drehbank und an der Bohrmaschine gestanden. Als Abschlussarbeit hatte meine Mutter dort ein Werkstück herstellen müssen, einen kleinen eisernen Block, rechteckig geschnitten und poliert

und mit eingebohrten Gewinden unterschiedlicher Größe, den ich noch heute zur Erinnerung bewahre.

Wir schlugen uns damals so durch, mehr schlecht als recht, und mussten alle Möglichkeiten nutzen. Dazu gehörte zum Beispiel, dass wir uns im Sommer in die nahegelegenen Wälder aufmachten und Waldbeeren suchten, eine mühsame Angelegenheit, die ich immer als Qual empfand. Die gesuchten Beeren wurden für den Winter konserviert, das heißt, in Seltersflaschen eingemacht. Diese Mineralwasserflaschen aus Selters auf dem Westerwald waren aus stabilem dunkelgrünem Glas. Der Flaschenhals hatte ein grobes Innengewinde, in den als Verschluss ein Stöpsel aus Hartgummi gedreht wurde, der eine Gummidichtung hatte. Die kurz aufgekochten Waldbeeren wurden in heißem Zustand eingefüllt. Beim Abkühlen zog sich die Luft im Flascheninnern zusammen, wodurch der Stöpsel noch angesogen wurde und die Flasche dicht verschloss.

Doch einmal ging es leider nicht so, wie es sollte. Unsere Großmutter hatte im Spätherbst eine Flasche mit Waldbeeren aus dem Keller geholt, die wir mittags zum Pfannkuchen essen wollten, gerade in dieser schlechten Zeit ein besonders leckeres Essen, auf das wir uns alle schon freuten. Eines hatte sie aber leider nicht bemerken können: Der Stöpsel hatte die Flasche wohl nicht hundertprozentig verschlossen. Es musste ein wenig Luft hineingekommen sein, wodurch die Früchte begonnen hatten zu gären. Der aufsteigende Saft mit den Früchten hatte dann offenbar den Verschluss verklebt, wodurch dieser wieder dicht geworden war. Durch den Gärprozess hatte sich nun ein enormer Druck in der Flasche aufgebaut. Nichts Böses ahnend griff unsere Oma zu einem Öffner, um den in der Regel festsitzenden Stöpsel aufzudrehen. Dann passierte es: Die Flasche zerbarst mit einem dumpfen Knall. Es machte „plopp“ und die kostbaren Waldbeeren spritzten in alle Richtungen durch unsere Küche, gleichmäßig verteilt, natürlich auch diverse Scherben der zerplatzten Flasche. Es war ein Drama, einfach nur schlimm. Das Schlimmste aber war, dass die Waldbeeren im Rest der Flasche, teilweise mit Scherben vermischt, nicht mehr zu essen waren. Die eigentlich weiß getünchte Küchenwand war voll blauer Kleckse und die waren „farbecht“. Geflieste Wände hatten wir damals noch nicht. So etwas hatten höchstens „bessere“ Leute, die das nötige Kleingeld besaßen und die entsprechenden Beziehungen hatten, die nötig waren, um an Fliesen zu kommen. Die Aufregung war groß, und unserer Mutter kamen die Tränen. Auch der Küchenschrank, in weißem Schleiflack, hatte etwas abbekommen. Nur mit Mühe und Not gelang es unserer Mutter, diese Flecken mit Scheuermittel einigermaßen zu entfernen. Die Küchenwand musste neu getüncht werden. Tünchen hieß, mit einem Wasser-Kalk-Gemisch weiß streichen. Ein Mitbewohner des Hauses, erklärte sich bereit, diese Arbeit für ein geringes Entgelt zu übernehmen, er wusste über unsere finanzielle Situation Bescheid.

Gebrannte Mehlsuppe und Holzkläpperchen

Es war manchmal schon ein Problem für Mutter und Oma, jeden Tag etwas auf den Tisch zu bringen. Da war Improvisieren angesagt und nicht nur bei uns. Wir aßen Sachen, die heute undenkbar sind, zum Beispiel „Gebrannte Mehlsuppe“. Für diese Suppe bräunte man Mehl in der Pfanne. Aus dem gebräunten Mehl wurde dann mit Wasser, eventuell auch Magermilch, einer Prise Salz und, wenn vorhanden, etwas Fett, ein Süppchen gekocht. Fleisch gab es, wenn überhaupt vorhanden, nur sonntags. Das hieß dann ein Kotelett für vier Personen.

Milch kauften wir bei den Milchbauern Schäfer, die aus Anzhausen mit einem größeren Handwagen angefahren kamen, zu Fuß! Immerhin war das eine Strecke von gut zehn Kilometern. Auf ihrem Wagen hatten sie die diversen Kannen mit Vollmilch, Magermilch und Buttermilch. Die Schäfers fuhren allmorgendlich durch die Straßen unserer Gegend und boten ihre Milch an. Mit einer großen Klingel machten sie sich bemerkbar. Wenn diese ertönte, ging einer von uns mit der Zwei-Liter-Milchkanne nach draußen zum Milchwagen. Mit verschiedenen großen Maßen wurde die Milch aus den großen Kannen in unsere kleine gefüllt. Wir kauften vorwiegend Magermilch, die kostete nicht so viel.

In Sachen Kleidung war die allgemeine Regel „Aus alt mach neu“. Einige Familien, bei denen unsere Mutter arbeitete, hatten Kinder in unserem Alter. So fiel denn hier und da schon mal etwas ab von dem, was den etwas Größeren von ihnen nicht mehr passte, mal ein paar Strümpfe, mal eine warme Jacke, sogar mal eine Lederhose. Ein anderes Mal erbten wir ein paar lederne Sandalen. Meine Mutter war glücklich, denn Schuhe gab es auf normalem Wege kaum zu kaufen. Außerdem hätten wir sie nicht bezahlen können. Im Sommer liefen wir ohnehin nur in Holzkläpperchen oder auch mal barfuß. Die Kläpperchen kosteten nicht sehr viel. Sie bestanden nur aus einer hölzernen Sohle, die wie Sandalen mit Riemchen an den Füßen gehalten wurde. Doch man musste etwas vorsichtig damit sein. Wenn man damit vor dem Hause die steinernen Treppen hinuntersprang, war die Gefahr groß, dass die hölzerne Sohle durchbrach. Dann war die Not groß.

Auch der Winter brachte seine Probleme in Sachen Kleidung. Wir waren eher dürftig ausgestattet. Das konnte uns aber nicht davon abhalten, entsprechendes Wetter auszukosten. Wenn es ordentlich geschneit hatte, wurde Schlitten gefahren. Gott sei Dank besaßen wir einen vernünftigen Rodelschlitten. Den Kindern von heute hatten wir natürlich eins voraus: Wir hatten noch die Möglichkeit, Schlitten zu fahren, und zwar richtig. Autos gab es kaum, das heißt, die Rosterstraße gehörte uns. Die ganze Jugend des Rosterbergs war anwesend und damit beschäftigt, den Schnee festzut trampeln und festzufahren. Wir fuhren die komplette, recht steile Rosterstraße in entsprechendem Tempo hinunter. Wenn es besonders gut lief, kreuzten wir unten angekommen mit dem nötigen Schwung die Leimbachstraße und fuhren über Waldrichs Fabrikgelände bis kurz vor das Lyzeum in der Sankt-Johann-Straße. Das war Freude pur und ließ uns oft Zeit und Kälte vergessen. Allerdings kam ich manchmal völlig durchnässt und blau gefroren mit schmerzenden Händen und Füßen nach Hause.

Eike Otto Hammel, 2016 bis 2018